

Aber war daran etwas zu ändern? Es mußte ertragen werden. Wenn sie nur wenigstens mit dem Vater hätte sprechen können, wenn sie ihm nur selbst mit ein paar Worten hätte Mut zusprechen dürfen!

Umsonst!
Wie sie selbst, so litt auch er vielleicht am meisten darunter, daß er sie nicht einmal sehen konnte.

In diesen vielen einsamen Stunden, besonders in den schlaflosen Nächten hatten ihre Gedanken oftmals auch Peter Brandenstein gesucht. Was war ihm wohl geschehen? Vielleicht war er schon tot?

Davon aber, welche Ereignisse den Krieg selbst eingeleitet hatten, drang nicht die kleinste Nachricht in diese Gefangenenlager.

Und als Martha Gyöngyhözy einmal mitgeteilt wurde, daß ein Herr sie sprechen wolle, der dazu eine Erlaubnis erhalten habe, da war es ihr, als könnte das nicht denkbar sein. Wer sollte zu ihr kommen?

Ein afrikanischer Jäger führte sie in ein leeres Zelt. Dort trat ihr dann Lord Frank Beresford gegenüber. Ihre Brauen zuckten; sie nickte grüßend, ohne zuerst eine Frage zu stellen.

Sie hatte das Gefühl, als könnte von diesem Manne nichts Gutes kommen; sie konnte an nichts anderes glauben, als daß dieser Engländer allein auch der Verräter von Peter Brandenstein gewesen sein müsse.

„Ihr Vater hat mich rufen lassen, gnädigste Gräfin. Ich komme soeben von ihm.“

Da war in Martha Gyöngyhözy die zärlische, angstvolle Besorgnis größer als der Widerwille gegen den Lord.

„Wie geht es ihm?“
„Nicht gut! Ich nehme an, daß Sie von mir die Wahrheit hören wollen.“

„Ja! Und wie haben Sie ihn gefunden?“
„Ich war erschrocken und hätte ihn beinahe nicht wieder-erkannt.“

„Aber darf denn das geschehen? Der alte Mann kann doch gegen Frankreich nie in den Krieg ziehen.“

„Es sind das Bestimmungen der französischen Regierung, an denen ich auch nichts ändern kann. Ich war beim Gouverneur! Es wurde mir versichert, es könnte in keinem Falle eine Ausnahme gemacht werden.“

„Aber was soll denn mit meinem Vater geschehen?“
„Ich habe getan, was ich konnte.“

„Gibt es denn keine Möglichkeit, ihn aus diesen Grausamkeiten der Gefangenschaft zu retten?“

„Eine würde es geben! Aber ich weiß, daß diese auch undurchführbar ist.“

„Welche?“
„Wenn Sie selbst keine Oesterreicherin mehr sein würden, wenn Sie selbst den Schutz des Reiches hätten, dann könnten Sie auch die Freiheit Ihres Vaters fordern.“

„Ich verstehe nicht, wie das geschehen könnte.“

„Es könnte geschehen, wenn Sie beispielsweise durch eine rechtsgültige Ehe Engländerin oder eine Französin würden.“

Dann schweig Lord Beresford.
Aber auch Martha Gyöngyhözy starrte vor sich hin, ohne etwas antworten zu können.

Das also wäre der Weg, den Vater zu retten.
Sie werden nicht vergessen haben, wie ich schon einmal zu Ihnen gesprochen habe. Und ich würde das gleiche heute wiederholen, wenn Sie es wünschten. Darf ich Sie zur Lady Beresford machen? Damit stehen Sie und Ihr Vater unter englischem Schutze.“

„Das ist es! Deshalb sind Sie gekommen, um durch die Not zu erzwingen, was Sie sonst nie erreicht hätten!“

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen! Sie fragten mich. Und ich selbst hatte vorher schon gesagt, die Möglichkeit erscheine mir undurchführbar.“

„Ja! Sie ist undurchführbar!“
Also das war sein Ziel gewesen; sie hatte ihn durchschaut und wandte ihm nun den Rücken zu.

„Nieder wollte sie selbst noch härtere Demütigungen ertragen!“

Aber als Lord Beresford dann das Lager der Gefangenen verließ, da kniff er zuerst die Lippen zusammen; dann aber zischten zwischen den Zahnröhren die Worte durch:

„So bleibt mir immer noch der letzte Weg! Und auf diesem wird mich dann nichts mehr fäden.“

X.

Peter Freiherr von Ruissdaelen hatte in seinem Leben, besonders dann, wenn er auf einer Fahrt in seiner stählernen Zigarre, in seinem Unterseeboote, begriffen war, oftmals an den Tod gedacht. Aber so hatte er sich ihn nie vorgestellt, daß er an eine Mauer gestellt werden sollte, dabei wohl noch mit gebundenen Händen, um dann wehrlos von Senegalnegern erschossen zu werden, das hätte er sich nie träumen lassen.

Ehrenvoll konnte er ein solches Ende nicht finden. Und sein Vater! Der würde wohl immer noch warten, daß er ihm seinen Heinz zurückbringen werde.

Aber trotzdem sollten ihn seine Feinde am nächsten Tage aufrecht zum Sterben gehen sehen, sie sollten sehen, wie ein Deutscher zu sterben weiß.

Schlafen konnte er allerdings doch nicht in dieser Nacht. Es war doch ein eigenes Gefühl, die Zahl der Stunden zu wissen, mit deren Ablauf das Leben zu Ende sein würde. Und er selbst würde von niemandem mehr Abschied nehmen können, keine Hand mehr würde die seine drücken, niemand in der letzten Stunde an ihn denken.

Und Martha Gyöngyhözy? Diese glaubte ihn wohl schon in Deutschland!

Tiefse Dunkelheit erfüllte seinen Zellenraum, so daß sich nur von oben das Fenster etwas heller abzeichnete.

Da horchte Peter von Ruissdaelen erstaunt auf.
Es war doch das Morgengrauen noch nicht zu sehen! Seine Stunde konnte nicht jetzt schon gekommen sein!

Aber er hörte doch das Klirren der Schlüssel, die seine Zellentür öffneten, aber nicht das laute Klirren wie sonst,

sondern leiser, als sollte die Nacht von keinem Lärm gestört werden.

Die Tür schob sich auf; aber durch den Spalt drängte sich kein Lichtschein herein.

Warum? Es war, als sollten Märchen beginnen, in denen unsichtbare Geister die Gefängnistüren unschuldig Verurteilter öffnen.

Peter von Ruissdaelen starrte zur Tür hin.
Sollte er im Dunkel der Nacht zu seinem Nichtplatz geschleppt werden?

„Peter!“
Peter von Ruissdaelen hob den Kopf; er war doch nicht eingeschlafen und träumte auch nicht.

„Peter!“
Ihn selbst rief jemand! Flüsternd war der Ruf, damit er nirgends gehört werden könnte. Und Peter von Ruissdaelen glaubte nun auch noch die schattengleichen Umrisse eines Mannes zu erkennen, der seinen Namen rief.

Die Stimme!
„Ich bin es, Heinz, Dein Bruder Heinz — —“

Peter von Ruissdaelen antwortete nicht; er starrte nur in die Finsternis, in der sich der Schatten abzeichnete. Ein Traum — ein Märchen — er mußte doch wohl träumen. — Seine Gedanken konnten die Möglichkeit nicht fassen.

Aber die Stimme:
„Wir retten Dich — und gehen mit Dir, Peter.“

Das war kein Traum mehr.
„Heinz!“

Und so schwer traf dieses Glück Peter von Ruissdaelen, daß seine Arme zitterten, daß er beim Aufstehen wie ein Betrunkener taumelte.

„Heinz!“
Und die beiden Brüder lagen sich in den Armen. Peter von Ruissdaelen aber fühlte, wie ihm heiße Tränen über die Wangen rannten. Und er schämte sich dieser Tränen nicht.

„Wir müssen fort, Peter! Fühlst Du Dich stark genug?“
„Ja! Mit Dir werde ich über alle Hindernisse kommen.“

„Geh' dicht hinter mir! Halte nur meine Hand fest!“
Und Peter von Ruissdaelen hielt die Hand des Bruders umklammert, eine harte, rauhe Hand, aber doch Wirklichkeit!

Er war nach Algier gezogen, um dort den Bruder retten zu wollen; und nun rettete der Bruder ihn.

Leise waren sie durch einen langen Korridor gekommen. Unterdesen hatten sich Peter von Ruissdaelen's Augen besser an die Dunkelheit gewöhnt, und da glaubte er an der nächsten Biegung die Gestalt eines Postens zu erkennen.

Aber schon rief Heinz diesem Posten fragend zu:
„Bernard?“

„Kommst Du schon, Sambroise?“
„Ja!“

„Kann er mit?“
„Ja!“

„Dann ist es gut. Den Wächter zwingt ein Knebel zum Schweigen. Die Wache ist soeben abgelöst worden. Die Lösung heißt Mac Mahon. Wenn wir gestört werden, überlaßt mir alles.“

„Gut!“
Und nun schlichen die drei weiter; dabei war kaum das Knacken der Kniegelenke zu hören.

Dann sperrte der Voranschreitende eine Tür; dabei erklärte er leise:

„Es ist gut, daß ich alle Schlüssel abgenommen habe; natürlich müssen wir von außen wieder versperren, damit die offene Tür nicht zu früh die Flucht verrät.“

Und als sie dann über einen Hofraum kamen, vielleicht gerade über den Hofraum, der beim Morgengrauen seinen Tod hätte sehen sollen, da spürte Peter von Ruissdaelen doch ein verstärktes Herzklopfen.

Aber seine beiden Führer kannten hier jeden Fußbreit; einmal mußten sie sich in einen Mauerwinkel drücken. Bernard hatte dabei den Griff eines Messers umklammert.

Und kaum drei Schritte von ihnen entfernt hörten sie die gleichmäßigen Schritte des vorbeipatrouillierenden Wächterpostens.

Dann waren sie an das letzte Tor gekommen, für das aber der Dritte, den Peters Bruder immer Bernard genannt hatte, ebenfalls den richtigen Schlüssel besaß.

Dann waren sie frei! Aber doch noch nicht ganz! Jetzt galt es erst, noch eine andere schwierige Aufgabe zu erfüllen, sich von Algier nach neutralem Boden zu retten. Mit raschen Schritten strebten die drei vorwärts, um außerhalb des Bereichs der Stadt zu kommen.

Dabei wurden nur flüsternd Gespräche geführt.
„Ich werde mich so rasch nicht daran gewöhnen können, Dir einen anderen Namen zu geben, Sambroise! Elf Jahre nenne ich Dich schon so.“

„Das ist auch nicht nötig. Du rechnest doch bestimmt damit, daß wir ein Boot vorfinden?“

„Natürlich! Ich mache keine halbe Arbeit. Es ist nur schade, daß wir beide nicht viel davon verstehen werden; aber in der Nähe wäre auch ein Motorboot. Wir müßten nur in einen Schuppen einbrechen.“

Peter von Ruissdaelen hatte jedes Wort verstanden. Nun konnte er auch eine gute Antwort geben:

„Ich kann jedes Motorboot führen, wenn nur im Boot der erforderliche Benzin- und Delvorrat liegt.“

„Davon bin ich überzeugt. Mit dem Motorboote könnten wir bis zum Tagesgrauen längst außerhalb des Bereichs von Algier sein.“

Und Bernard führte sie zu dem Schuppen, der einem Sportverein gehörte; es fand sich dabei auch wirklich ein Motorboot vor.

Die drei aber, die um ihr Leben spielten, hatten keine Bedenken, das Boot zu nehmen, das rasch nach dem Wasser hinausgezogen wurde. Nun konnte erst Peter von Ruissdaelen beweisen, daß auch er seine Kraft stellte; mit raschen Blicken und schnellen Handgriffen hatte er sich von der Art des Motors und von dessen Leistungsfähigkeit überzeugt.

„Das ist ja ein Kennboot der Bajardwerke. Benzin ist

aufgefüllt und der Delvorrat wird auch reichen. Ich habe in Kiel nicht vergebens einige Motorfahrten gewonnen.“

Der Motor arbeitete.
Und bald flog das kleine Fahrzeug mit den dreien in das dunkle, schwärzliche Meer hinaus.

Die Augen spähten in die Finsternis, um jede unerwünschte Begegnung zu vermeiden.

Im Osten, wo noch die flachen Dünen des Nordrandes Afrikas mit dem Meeresrande verschmolzen, war das Morgengrauen zu sehen, ein hellerer, fahler Lichtschein.

Weit zurück aber, von dorthier, von wo sie gekommen waren, dröhnte der Widerhall von sieben Kanonenschüssen, das Signal von der Flucht eines Gefangenen.

Dabei lief der Motor bei der höchsten Tourenzahl mit der Richtung auf Sizilien zu. Das Wasser bäumte sich in weißer, brandender Gischt auf.

Und wenn der Führer ferne Rauchschlote oder einen Schiffsrumpf auftauchen sah, dann führte er das Boot in weitem Bogen herum, sodas es bei seiner Zierlichkeit nicht zu erspähen war.

Italiens Küste mußte den dreien zur Freiheit werden.

In dem Behnktuhle sah ein alter Mann mit schneigweißem Haar; das hagere Gesicht war wie von tausend Furchen zerrissen.

„Nari mag es erscheinen. Und doch ist es mein frohester Tag. Ich habe Euch gefunden und gebe Euch auch wieder her, denn das ist das Beste, was heute einer dem Vaterlande geben kann, Kinder, die auch ihr Blut opfern.“

Der alte Freiherr von Ruissdaelen war es.
Seine beiden Söhne waren gekommen, nachdem er auch den letzten fast schon verloren geglaubt hatte.

Acht Tage hatte er sie nur befehlen, die glücklich an der italienischen Küste mit ihrem Motorboote gelandet waren, wo sie dann von der nächsten Stadt aus mit Unterstützung durch den deutschen Konsul nach Deutschland hatten zurückkehren können.

Acht Tage nur!
Und nun stand Peter von Ruissdaelen in der schmutzen Uniform des Kapitänleutnants vor seinem Vater, während Heinz von Ruissdaelen die feldgraue Uniform des Kriegsfreiwilligen trug; er, der einmal Offizier gewesen war, zog nun als gemeiner Soldat ins Feld.

Das Gesicht des Alten zeigte keine Träne.
Nur die Schwester der beiden Brüder mußte sich abwenden, um die Tränen nicht zu verraten.

Jetzt wandte sich der alte Freiherr von Ruissdaelen an Peter:

„Du wirst den grimmigsten Feind treffen müssen, England. Dieser Gegner ist nicht wie ein anderer, denn er hat keine Ehrlichkeit und kämpft mit Mitteln, die einen andern erschrecken würden. England kauft sich Menschen —“

„Vater, ich kenne sie!“
Und Peter von Ruissdaelen dachte an Lord Beresford.

„Dann trifft sie gut! Weißt Du auch, wo das Herz des Engländers am verwundbarsten ist?“

„Ja! Am Geldsack! Und wir wissen, wie man sie da treffen muß.“

„Du wirst sie treffen. Und Heinz! Am schwersten ist es mir, Dich schon wieder fortzulassen. Aber Du mußt!“

„Vater, ich habe doppelt viel zu geben, jene elf Jahre, in denen ich dem Vaterlande hätte nützlich sein können.“

„Du gibst es, weil Du zurückgekommen bist. Meinen Segen, Kinder, den gebe ich Euch mit!“

Und nun knieten Peter und Heinz vor dem Stuhle des Vaters.

Der alte Freiherr aber schaute zur Tür hin, wo noch ein anderer stand, der gleichfalls die feldgraue Soldatenuniform trug. Das aber war Bernard, der einstige Peter, der mit Heinz von Ruissdaelen der gleichen Kompanie eingereiht worden war, wo sie wieder zusammen kämpfen konnten, wie in vielen Jahren schon.

„Komm auch Du, da Du ja keine Eltern mehr hast, keine Geschwister mehr. Da ich den einen Sohn wieder fand, nehme ich auch noch einen neuen dazu. Du sollst auch meinen Segen haben!“

„Da sank Bernard auf die Knie; und dieser einstige Legionär, der schon die härtesten Tage miterlebt hatte, weinte bei diesen Worten, die ihm mit der Zärtlichkeit galten, als rebete ihm die Stimme des Vaters zu, wie ein Kind.“

„Für Kaiser und Reich! Wer von Euch wiederkommt, weiß, daß hier die Heimat ist, und wen ich nicht mehr sehen soll, der lebt als Held für länger weiter als ein Menschenleben. Vergeßt nicht, daß Deutschland in Not ist.“

„Niemals!“
Und von drei Stimmen erklang es wie ein Schwur.

XI.

Hatte sie nicht doch unrecht getan, daß sie den Lord abermals abgewiesen hatte?

Wie oft hatte sich Martha Gyöngyhözy in diesen Tagen diese Frage gestellt, seit Lord Frank Beresford bei ihr gewesen war.

Sie war eine Gefangene geblieben und die Verhältnisse in dem Gefangenenlager waren nicht besser geworden. Durch die Aufregungen und Entbehrungen waren einige Frauen und Kinder erkrankt. Aber es wurde kein Arzt geschickt. Wenn aber die Frauen bereits eine derartige Rücksichtslosigkeit fühlen mußten, dann waren die Zustände bei den Männern wohl noch schlimmer.

Martha hatte von ihrem Vater keine Mitteilungen erlangen können; es war ihr gesagt worden, daß die Gefangenen nur in jedem Monat einmal eine Nachricht ausgeben dürften.

So konnte ihr Vater unterdesen erkrankt sein, ohne daß sie etwas ahnte; er würde sterben können, ohne daß sie ihn nochmals sehen durfte.

Hätte sie also die Forderung des Lords Beresford nicht doch prüfen sollen?

Bisher hatte ihr Vater noch jeden ihrer Wünsche erfüllt. Immer war er es gewesen, der ihr gegeben hatte. Da sie aber dem Vater die gewiß ersehnte Freiheit hätte geben